

(Nachdruck verboten.)

47) Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Tonet entschuldigte sich. Er wünschte nur eine Gelegenheit herbei, seine Unhöflichkeit diesem Herrn gegenüber wieder gut zu machen. In zwei Wochen war Katharinentag und Tonet erbot sich, ihm als Schiffer zu dienen. Bei diesen Erklärungen seines Onkels beruhigte sich der Onkel Paloma und sagte, er hätte Don Joaquim zu einer Jagd nach Palmar eingeladen, er würde in der nächsten Woche kommen und Tonet sollte sein Bootführer sein. Man müsse den Leuten aus Valenzia zu Gefallen leben, damit die Mbusera immer neue Freunde bekam. Was sollte denn sonst aus den Leuten am See werden?

In dieser Nacht berauschte sich Tonet sinnlos. Anstatt abends in Neletas Zimmer hinaufzugehen, blieb er schnarchend am Herde sitzen. Keiner von beiden suchte den anderen, sie schienen sich zu fliehen und fanden in ihrer Vereinsamung eine gewisse Erleichterung. Sie zitterten bei dem Gedanken, sich allein zu sehen. Sie hatten Furcht, die Erinnerung an das kleine Wesen, das wie die Klage eines bald erloschenen Lebens an ihnen vorübergezogen war, könne aufs neue auftauchen.

Am nächsten Tage berauschte sich Tonet wieder. Er konnte nicht allein sein und mußte sich betäuben, um sein Gewissen zum Schweigen zu bringen.

Von Sangonera kamen schlechte Nachrichten. Es war nichts weiter zu machen, er starb. Die Männer waren wieder an ihre Geschäfte gegangen, und die Frauen, die in die Hütte kamen, konnten nur die Wirkungslosigkeit all ihrer Mittel feststellen. Die ältesten Weiber erklärten seine Krankheit auf ihre Art. Die Nahrung, die seinen Magen beschwerte, war verkauft. Man brauchte ja nur zu sehen, wie sein Leib anschwell.

Der Arzt aus Saler kam auf seiner wöchentlichen Besuchstour nach Palmar, und man führte ihn in die Hütte Sangoneras. Der Tagelöhner der Wissenschaft schüttelte den Kopf. Da war nichts zu machen. Das war eine tödliche Blinddarmentzündung, die Folge einer außergewöhnlich reichlichen Nahrung, wo auch der Arzt nicht mehr helfen konnte. Und im Dorf wiederholte man das Wort Blinddarmentzündung, und die Frauen machten sich einen Spaß daraus, diese für sie fremde Bezeichnung auszusprechen.

Jetzt hielt der Pater Don Miguel den Augenblick für gekommen, die Hütte des Unglücklichen zu betreten. Niemand verstand es so gut wie er, die Leute in die andere Welt zu expedieren.

„Na“, sagte er schon von der Tür aus, „bist Du kein Christ?“

Sangonera machte eine verwunderte Bewegung. Gewiß war er Christ, und gleichsam als Beweis blickte er zum Dach der Hütte und betrachtete mit hoffnungsvoller Verzückung das Stückchen blauen Himmels, das man durch die Ritze des Daches bemerkte.

„Gut, unter Männern durfte keine Lüge bestehen! Er mußte beichten, denn er sollte sterben. . . Nicht mehr und nicht weniger. Dieser Pfarrer mit dem Schiepprügel kannte seinen Beichtkindern gegenüber keine Schonung.“

Ein Ausdruck der Angst schoß in den Augen des Landstreichers auf. Sein ganzes elendes Leben zog mit den Freuden seiner grenzenlosen Freiheit an ihm vorüber. Er sah den See mit seinem glänzenden Wasser, die rauschende Dehesa mit ihrer duftigen Blüte üppiger Waldblumen, ja sogar den Schenkflisch Canamels, von dem er so oft geträumt; wie fand er das Leben rosig, wenn er die Gläser betrachtete, die er hier zu sich nahm. . . . Und das alles sollte er verlassen! . . . Aus seinen bereits verlassenen Augen flossen Tränen. Es gab kein Mittel, die Stunde des Todes war gekommen. Er sollte in einer besseren Welt das himmlische Rächeln des ewigen Mitleids schauen, das eines Nachts am See an ihm vorübergezogen war.

Und mit einmal begann er mit plötzlicher Ruhe, trotz seiner Leiden und Verrenkungen, dem Priester mit ganz

leiser Stimme seine Streiche gegen die Fischer zu beichten, die so zahlreich waren, daß er sich einzeln daran nicht mehr zu erinnern vermochte. Gleichzeitig mit seinen Sünden verriet er seine Hoffnungen: den Glauben an Christus, der von neuem auf die Erde zurückkehren würde, um die armen Leute zu retten, und seine geheimnisvolle Begegnung eines Nachts am Ufer des Sees. Doch der Vikar unterbrach ihn rauh.

„Sangonera, weniger Romane, Du faselst. . . sprich die Wahrheit. . . Wahrheit!“

Er hatte die Wahrheit gesprochen. Seine einzige Sünde bestand darin, daß er die Arbeit geslohen, weil er fest daran glaubte, sie wäre den Befehlen des Herrn zuwider. Ein einziges Mal war er darauf eingegangen, es wie die anderen zu machen und jemandem seine Hilfe zu leihen; ein einziges Mal war er mit dem Reichtum und seinen Genüssen in Verührung gekommen und, ach, diese eine Abweichung von der Regel mußte er mit dem Leben büßen.

Alle Frauen von Palmar zerflossen in Tränen über dieses Ende des Wagners. Er hatte seit seiner Flucht aus der Kirche wie ein Ketzer gelebt, er starb jetzt aber wie ein Christ. Die Art seiner Krankheit gestattete nicht, ihm das Sakrament zu geben, und der Vikar erteilte ihm die letzte Delung.

Nur ein paar alte Weiber, die es sich zur Aufgabe gemacht, alle im Dorfe Sterbenden zu begraben, traten jetzt in die Hütte. Der Geruch war unerträglich. Mitleidig und in geheimnisvollem Tone sprachen die Leute von Sangoneras Todeskampf. Am dritten Tage seiner Krankheit starb er, mit aufgeschwollenem Leib und verkramptem Körper, die Hände vom Schmerz verzerrt, während der Mund durch die letzten Zuckungen von einem Ohr zum andern aufgerissen war.

Die reichsten Frauen der Gegend, die im Pfarrhause ein- und ausgingen, empfanden ein zärtliches Mitleid mit diesem Unglücklichen, der sich mit dem Herrn versöhnt, nachdem er ein Hundeleben geführt hatte. Sie wollten ihm die letzte Reise recht würdig gestalten und begaben sich zu den Vorbereitungen des Begräbnisses nach Valenzia, wobei sie eine Summe Geldes ausgaben, wie sie Sangonera während seines Lebens gewiß nicht zu träumen gewagt.

Man zog ihn eine Mönchskutte an und legte ihn in einen weißen, mit schönen Silberstreifen versehenen Sarg, und die ganze Nachbarschaft zog an dem Leichnam des Wagners vorüber.

Seine ehemaligen Gefährten rieben sich die vom Alkohol geröteten Augen und hielten mit Mühe das Lachen zurück bei dem Gedanken, ihren Freund so sauber im Sarge eines tabellosen Menschen und in Mönchskleidung vor sich zu sehen. Selbst sein Tod gab zum Spott Anlaß! Leb wohl, Sangonera. . . Jetzt würden die Netze der Fischer nachts gewiß nicht mehr vor dem Erscheinen der Besitzer geleert, und er würde sich nicht mehr wie ein betrunkenen Heids mit Blumen schmücken. Frei und glücklich hatte er gelebt, ohne anstrengende Arbeit, und selbst bei seinem Tode hatte er es so einzurichten verstanden, daß er die letzte Reise wie ein Reicher und auf Kosten der anderen antrat.

Um Mitternacht setzte man den Sarg zusammen mit den Fischkörben auf den „Kaltwagen“, und der Mehner von Palmar brachte mit drei Freunden den Leichnam nach dem Kirchhof, nicht ohne vorher auf dem ganzen Wege in sämtlichen Schenken eingeleert zu sein.

Tonet wurde sich über den Tod seines Gefährten nicht so recht klar. Er lebte gleichsam in der Finsternis, und der Rausch machte ihn vollständig stumm. Seine Sorgen unterdrückten seine Lust zum Sprechen, denn fortwährend wurde er von der Furcht beherrscht, er könnte etwas Unüberlegtes reden.

„Sangonera ist tot. . . Dein Gefährte. . .“ erzählte man ihm in der Schenke.

Er antwortete mit einem Knurren und schlummerte weiter, während die Gäste sein Schweigen auf Rechnung des Stummers schrieben, den er über den Tod seines Kameraden empfinden mochte.

Heiß und traurig, als zöge jeden Augenblick ein Gespenst an ihren Augen vorüber, wollte Neleta ihren Geliebten von diesem Wege abbringen.

„Tonet, trink nicht“, sagte sie zu ihm mit unendlicher Sanftmut.

Doch erschrocken wich sie zurück vor der Bewegung der Empörung und des dumpfen Jornes, mit der der Betrunkene ihr antwortete. Es wurde ihr klar, daß ihre Macht über diesen Willen erloschen war. Zuweilen sah sie einen Haß aus seinen Augen blitzen, die wilde Abneigung des Sklaven, der entschlossen ist, mit seinem früheren Herrn handgemein zu werden und ihn zu vernichten.

Er hörte nicht auf Neleta und füllte sich sein stets leeres Glas an den Tonnen der Schenke. Ueberraschte ihn der Schlummer, so fiel er wie eine schwere Masse in irgend einen Winkel, während die Centella ihm mit ihrem sanften Hundestinstinkt das Gesicht und die Hände leckte.

Tonet war nur darauf bedacht, seine Gedanken zu verschweigen. Sobald sein Rausch nachließ, wurde er von einer qualenden Unruhe gepackt. Die auf den Boden fallenden Schatten der eintretenden Gäste scheuchten ihn hastig auf, als fürchte er die Erscheinung dessen, was seine Träume ängstigte und ihn mit Grauen erfüllte. Er mußte von neuem zu dem Rausch seine Zuflucht nehmen, um aus dem Zustand der Verblöding nicht herauszukommen, der seine Seele einschläfert und seine Empfindungen abstumpft. Er glaubte, es waren seit jener Nacht auf dem See viele Jahre verfloßen, die letzte seines Menschendaseins und die erste eines düsteren Lebens, durch das er sich gleichsam durchtastete.

Sein Großvater fand ihn in diesem Zustande des Stumpf-sinnes. Der Onkel Paloma erwartete für den nächsten Tag die Ankunft des Don Joaquin zu einer Jagd in den Vieh-grasfeldern. Ob sein Enkel nun bereit wäre, seiner Ver-pflichtung nachzukommen? Neleta redete ihm zu, er solle an-nehmen. Er war krank, er mußte sich zerstreuen; schon seit über eine Woche war er nicht aus der Schenke herausge-kommen. Die Aussicht auf einen an Anregung reichen Tag wirkte verlockend auf den Kubaner. Sein Jagdeifer erwachte aufs neue, einen Augenblick konnte er wenigstens fern vom See leben.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Stimmen im Mars-Streit.

Von Dr. M. von Rosenberg.

Seit einem Jahrzehnt und darüber richten sich forschende Blide mit besonderer Schärfe fragend nach dem Mars, dem kleinen rötlichen Stern, der als unser Nachbar und doch viele Millionen Meilen entfernt von uns entfernt um die Sonne kreist. Es mag wohl sein, daß in jene Frage, die wissen will, ob in den Fernen der Planetenräume Leben herrscht, sich bisweilen ein gutes Teil von Sehnsucht mischt, ein Gefühl, das man etwa als umgewandte Romantik kennzeichnen könnte. Es möchte aus einer Kultur, deren Stolz und Selbstgefälligkeit ihm nicht berechtigt dünkt, hinüberschweifen zu höheren Gestaltungsstufen, die auf einem Weltkörper, der sich um Jahrmillionen früher aus dem glühenden Sonnenschöße losgerissen hat, vielleicht zur Entfaltung gekommen sind. Wie sich die Romantik nach rückwärts wandte, so greift jene sehnsüchtige Frage voraus in die fernste Zukunft des Menschengeschlechtes und liebäugelt mit der kühnen Utopie, über die Jahr-millionen kommender Kulturentwickelung hinwegspringen zu können, wenn das Wunderbare sich vollzöge und es eines Tages gelänge, urplötzlich die Brücke zu schlagen zwischen den älteren Brüdern auf dem Mars und unserer Erde. Man lauscht auch hier und dort einmal auf die Töne, die von der Arbeit solchen Brückenbauers ausgehen könnten. Irrende elektrische Wellen, die eine drahtlose Station in regelmäßigen Zwischenräumen ansprechen ließen und von Zeit zu Zeit drei Punkte von „unbekannt woher“ auf den Streifen des telegraphischen Empfangsapparates prägen, haben nach einer Erklärung suchende Gedanken zum Mars schweifen lassen, und wenn auch bisher seine problematischen Verwohner noch keine Marconigramme zu uns herübergeleitet haben, so ist doch die versuchte Deutung als solche von symptomatischer Bedeutung. Man horcht nach jener anderen Welt hinüber, deren von Schiaparelli, dem Entdecker der Marskanäle, zuerst behaupteten Eigentümlichkeiten auch für die egatte Wissenschaft ein lodendes Problem geschaffen haben. Der unermüdlische Vorläufer für seine Lösung, Professor Percival Lowell, ist rastlos tätig, um dies Wesen der Kanäle näher zu ergründen und setzt seine photo-graphischen Versuche mit Eifer und großartigstem Aufwande fort. Ob auch in seinen Gedanken ein träumerischer Unterton von einer wunderbaren, noch unentdeckten Welt durch den Forschungstrieb des Astronomen klingen mag? Sehr möglich — aber jedenfalls für die Einschätzung seiner wissenschaftlichen Arbeit zunächst ohne Belang! Nur Philisterrum, an dem es allerdings in keiner Menschenklasse mangelt, wird Träumeret und Phantasie dem Ge-lehrten als vernichtende Todsfünde anrechnen wollen.

Wohl ist die Zeit seit Jahrhunderten überwunden, die dekretiert hätte: „Der Mars darf nicht bewohnt sein“. Aber auch heute ist das „Phantastische“ in der Wissenschaft für manche Naturen ein Stichwort zum Widerspruch, nur weil es eben heute noch phan-tastisch scheint. Was Lowell verfißt, ist jedoch kein Phantastiebild im Sinne einer Utopie. Ja selbst sein persönlicher Freund, der Schriftsteller H. G. Wells, hat in seiner Marsphantasie „Der König der Welten“, in einem Roman von fast visionärer Gewalt, eine von der irdischen durchaus verschiedene Entwicklungslinie der Marsgeschöpfe gezeichnet, die mit blendendem Scharfblick aus den wahrscheinlichen biologischen Forderungen unseres Nachbarplaneten konstruiert ist. Wells wurzelt wohl im Boden der wissenschaftlichen Theorien seines Freundes. Dieser selbst aber gibt durchaus keine Traumbilder. Er begnügt sich in seinem Hauptwerk mit der These: „Wir mögen als ebenso gewiß betrachten, daß der Mars von Wesen irgendwelcher Art bewohnt ist, als es ungewiß ist, von welcher Beschaffenheit sie wohl sein mögen.“ Lowell hält dem Mars lediglich für bewohnbar und bewohnt und seine Kanäle für das Werk intelligenter Wesen. In allen diesen Punkten ist ihm erst kürzlich Alfred Russel Wallace, dessen Werk „Is Mars habitable?“ (Ist der Mars bewohnbar?) gleichsam eine Er-widerung auf Lowells Hauptchrift darstellt, entgegengetreten. Wallace, der bereits früher den überaus geocentrischen Standpunkt von der Unbewohnbarkeit aller Planeten und der Unwahrscheinlich-keit des Lebens innerhalb anderer Sonnensysteme verfochten hatte, bestreitet das Vorhandensein von Wasser auf dem Mars, das Lowell aus der Blaufärbung am Rande der periodisch auftretenden Schneekappen seiner Pole folgert, mit der Begründung, daß nur eine tiefe Wasserschicht die blaue Farbe zeigen könnte, eine solche aber wegen der ebenen Beschaffenheit der Marsoberfläche nicht bestehen könne. Er bestreitet auch das Vorhandensein von Feuchtigkeit in der Marsatmosphäre auf Grund spektroskopischer Daten, ja selbst jede Möglichkeit dazu. Ferner widerspricht er der Annahme Lowells, daß die Wärme auf dem Mars genügend sei, um höhere Formen organischen Lebens zu ermöglichen. Die Kanäle endlich erklärt er in gleicher Weise, wie es Professor Pickering getan hat, als ein Netzwerk von Sprüngen, das durch die Abkühlung des Planeten entstanden ist, und sich unter dem Ein-fluß wechselnder Bestrahlung ändert. Für die Verdoppelung der Kanäle selbst allerdings bei ihm jeglicher Aufschluß. Während aber Wallace die Kanäle als Naturgebilde zu erklären sucht, werden sie von anderen Astronomen, z. B. von dem Italiener Cerulli, überhaupt einfach geleugnet. Er hat für seinen Zweifel eine eigene Theorie erfunden, die sogenannte „Schwerpunkttheorie“, die das Auge an Stelle zweier kleiner Flecke, die es nicht mehr einzeln wahrnehmen kann, einen einzigen nur eingebildeten Flecken sehen und in dieser Weise eine Reihe von Punkten in imaginäre Linien — die Kanäle — verwandeln läßt. Eingehendere Untersuchungen nach dieser Richtung hat Professor R. Strehl in der „Zentral-zeitung für Optik und Mechanik“ veröffentlicht. Er hat die optischen Täuschungen bei Betrachtung von roh gefertigten Mars-bildern von etwa 12 Zentimeter Durchmesser durch ganz enge Öffnungen aus 2½ Meter Entfernung mit den astronomischen Beobachtungen des Mars-Details verglichen und kommt zu dem Schlusse, daß bei ihnen Suggestion eine große Rolle spiele, so daß ihr Ergebnis „ein Gewebe aus Wahrheit und Dichtung“ darstelle und man zurzeit unmöglich sagen könne, „wo die Täuschung endet und die Wirklichkeit beginnt“. Auch die photographischen Auf-nahmen hält Strehl nicht für beweisend, ohne jedoch auf Lowells letzte Arbeiten näher einzugehen. Erst in den letzten Tagen hat dieser in der „Nature“ ausführliche Angaben über die ungeheueren Schwierigkeiten, die zur Gewinnung brauchbarer Bilder des Mars-Details zu überwinden waren, veröffentlicht und auf die ver-hältnismäßig ausgezeichneten Resultate der von ihm im Juni letzten Jahres anlässlich der Mars-Opportunität nach Mianja in Chile entsandten Expedition hingewiesen. Professor Todd und G. C. Slipher erhielten in wenigen Wochen 10 000 Aufnahmen, die infolge der Höhe des Beobachtungsortes (1900 Meter) und der günstigen atmosphärischen Verhältnisse eine glänzende Ausbeute an wohlgelegenen Einzelheiten lieferten. Weitere erhebliche Fortschritte erwartet Lowell für die nächste Erdnähe des Mars im Jahre 1909 auf Grund verbesserter Apparate, Aufstellung der In-strumente in noch größerer Höhe und einer deutlicheren Sichtbar-keit der Kanäle, die für den genannten Zeitpunkt infolge der vor-geschrittenen Jahreszeit auf dem Mars zu gewärtigen ist. Im allgemeinen vertritt Lowell den Standpunkt, daß das geübte Auge dennoch mehr leistet als die Photographie. Wichtig ist diese jedoch als objektive Bestätigung für die vielbestrittenen Dinge, die durch Beobachtung gefunden wurden. Vom Jahre 1909 erwartet Lowell weitere Erfolge. Sie werden in dem Streit um die Kanäle auf dem Mars vielleicht entscheidend sein.

(Nachdruck verboten.)

Kaspar Ham.

Von Ludwig Thoma.

(Schluß.)

Die Chinesen lagen am Boden, und das Christentum hatte wieder einmal einen schönen Triumph erfochten. Engländer, Russen, Franzosen und Deutsche teilten sich in die Gloria, und

für die Stadt Dürnbuch an der Glonn fiel ein Hauptstück ab. Kaspar Asam hatte deutschen Boden betreten und teilte seine baldige Ankunft mit. Davon kam eine starke Bewegung in den Veteranenverein, dessen Vorrat an vaterländischen Helden in dreißig Friedensjahren bedenklich gelichtet war, und der es mit Freude begrüßen mußte, nach so vielen Jubiläen endlich wieder einen richtigen Kriegereinzug abzuhalten. Der Magistrat hatte einstimmig seine Mitwirkung zugesagt, und die königlichen Behörden waren entschlossen, mit Schiffhüten und Fräuden das Fest offiziell zu gestalten. Kein Miston störte die Vorbereitungen, und als Bartholomäus Asam über den Stadtplatz schritt, sah er, daß die Vorderfronten der stattlichsten Häuser für seinen Sohn mit Fähnlein und Girlanden geziert waren.

Am folgenden Sonntag rückte der Veteranenverein mit Musik aus und marschierte bis zum Egelrieder Kreuzweg, wo der Omnibus in Empfang genommen werden mußte. Es war ein lieblicher Frühlingmorgen und eine gehobene Stimmung, als nun der gelbe Wagen bedächtig die Straße heranschaukelte. Der Schlosser Sebald als Vorstand gab die letzten Befehle; Musik links am Rande und auf ein Zeichen den Präsentiermarsch, die Krieger gegenüber, zwei Mann hoch aufgestellt und gut ausgerichtet.

Achtung!

Der Postillon hielt an, und vor allen neugierigen Augen leuchtete der Sieger von Pefing aus dem Wagen; und wahrhaftig, dieser merkwürdige Jüngling war rund und fett, und nichts an ihm zeigte von Strapazen und Entbehrungen. Aber davon war jetzt nicht die Rede, denn Sebald machte soldatischen Lärm. „Achtung! Still—gestanden! Augen rechts! Präsentiert das — Gewehr!“ Die Regenschirme flogen klappernd an die Schultern, und müde Handwerkerbeine versuchten es, durchgedrückt und stramm zu stehen.

„Im Namen des Veteranen- und Militärvereins Dürnbuch begrüße ich Sie, indem Sie gezeigt haben, daß auch die jetzige Generation in Treue fest für Fürst und Vaterland überall ihre Pflicht tut und den bayerischen Waffenruhm, welcher einst bei Wörth und Sedan erstrahlte, zu wahren wissen. Wir gedenken wie immer, so auch in diesem Augenblicke unseres obersten Kriegsherrn und geben diesen erhabenen Gefühlen Ausdruck, indem wir rufen: Seine königliche Hoheit, des Königreichs Bayern Verweser, lebe hoch, hoch, hoch!“

Tara, tara, taridadaradada, fiel die Musik ein, und Kaspar Asam nahm die Händedrucke entgegen und zeigte sich dem Augenblicke angemessen. An seinem Rode hingen vier Orden, welche die alten Soldaten blendeten, und sie glißerten in der Sonne und klirrten, wenn er auftrat.

„In Sektionen links schwenkt — marsch!“

Hinter der Fahne zwischen Sebald und dem pensionierten Gendarmen Angerer marschierte Kaspar, und es ging mit Trompetenschall nach Dürnbuch hinein bis zum Stadtplatz, auf dem eine Tribüne errichtet war.

Oben glänzten feierliche Zylinderhüte, und unter deren einem schaute das breite Gesicht des Wäckermeisters Bierthaler in diese Welt der merkwürdigsten Schicksalswechsel. Wer hätte es je gedacht, daß er für einen Asam den Bratenrod anlegen werde? Dort unten stand dicht gedrängt lauter ehrbares Volk, hier heroben stand neben ihm ein königlicher Bezirksamtmann, und die jämmerlichen Weine entlang baumelte der Staatsdegen. Warum? Weil jetzt von der Kirchgasse her mit Draußen und Säusen der Kaspar Asam einherschritt, wiederum an der Spitze von ehrlichen Leuten. O du runde Welt, auf der dich das Unterste zu oberst kehrt! Es war einmal eine Ladentasse, da lagen siebenunddreißig Mark darin, ein Goldstück, fünf harte Taler und das übrige . . .

Silentium!

Freilich da waren jetzt die Veteranen vor der Tribüne, und des Kaspar Asam Soldatenaugen überflog die Schmerzbäude, als wären sie nichts, und blieb haften auf Seiner Wohlgeborenen, dem Herrn rechtskundigen Bürgermeister, welcher nun sprach:

„Silentium! Hochverehrte Festversammlung! Nil admirari sagt jener berühmte Horatius, welchem wir auch das andere Wort verdanken, es ist schön und ehrenvoll, für das Vaterland zu sterben. Nil admirari oder Mensch, wundere dich nicht! Hochverehrte Festversammlung! Ist es doch so wahr, dieses Wort des lateinischen Dichters! Denn wohin wir auch blicken, immer wieder ereignen sich wunderbare Dinge und zeigen, daß das Walten der Vorsehung unberechenbar ist. Wer von uns erinnert sich nicht jener bangen Stunden, als die Gefandtschaft, umhüllt von den ergrimmten Chinesen, in der furchtbarsten Gefahr schwebte? Wer erinnert sich nicht jener Nachricht, welche jeden Europäer bis ins Mark traf? Jener Nachricht, daß Weib und Kind unter den Streichen der Wütenden hinsanken? Damals war es, daß auch in unserer Stadt sich ein Vaterherz im bittersten Schmerz zusammenzog, damals trat das Schicksal in seiner fürchterlichsten Gestalt auch an einen aus unserer Mitte, und ein tiefgebeugter Vater blickte in die Gruft seines Sohnes.“

Hochverehrte Festversammlung! Nil admirari! Welch ein Unterschied zwischen heute und gestern! Der Totgeglaubte steht gesund und fröhlich in unserer Mitte, und seine Brust schmüden zahlreiche Orden zum Lohne für die Tapferkeit, welche er bewiesen hat. Auch uns geziemt es, ihm dankbar zu sein. War es doch

schon im alten Athen gebräuchlich, dem heimkehrenden Sieger von Olympia zu feiern, und haben wir doch vielmehr Grund, Ihrem Beispiele zu folgen! Denn nicht ein leichtes Spiel war es, aus dem unser Held heimgekehrt, nein, es war ein blutiger, furchtbarer Kampf. Fürwahr, den deutschen Männern, welche im fernem Osten den Schimpf abwuschen, jenen Schimpf, welcher den glänzenden Schild der Germania eine kurze Weile getrübt hatte, diesen Männern, sage ich, gebührt allgemeiner Dank. Soll es uns nicht mit Freude erfüllen, daß unter diesen Männern auch ein Kind unserer Stadt sich befindet, und haben wir nicht die Pflicht, dieser Freude öffentlich Ausdruck zu geben und damit zu bekunden, daß jene patriotischen Gefühle, welche jetzt in Nord und Süd, und in Süd und Nord, hochverehrte Festversammlung, — daß jene patriotischen Gefühle auch uns befeelen? In diesem Sinne spreche ich namens des Magistrates und Gemeindefollegiums Ihnen, Herr Kaspar Asam, den tiefgefühltesten Dank aus. Mögen wir alle in den zahlreichen Orden, welche Ihre Brust schmüden, auch eine Ehrung für unsere Stadt erblicken und zugleich die Mahnung, daß auch wir immer bereit sind, mit Gut und Blut zu unserem engeren, sowie zu unserem weiteren Vaterlande zu stehen. Wir können diesen Gefühlen keinen besseren Ausdruck verleihen, als indem wir rufen, Seine königliche Hoheit, des Königreichs Bayern Verweser, und Seine Majestät, der deutsche Kaiser, sie leben hoch! hoch! hoch!“

Viele Zylinder und ein Schiffhut wurden zum Himmel gehoben zur mittelbaren und mit unbegriffenen Ehrung des Kaspar Asam, und der Bezirksamtmann zog ihn in ein längeres Gespräch, und es schloß mit einem viel bemerkten Händedruck, und das gleiche tat der Bürgermeister. Beim festlichen Frühschoppen im Lammbräu kam es sogar zu einem direkten Lebehoch auf Kaspar. Ein aufmerksamer Beobachter hätte wohl feststellen können, daß sehr angesehene Bürger sich mit jovialen Witz an den Helden des Tages heranmachten, und daß sie ihre Bedeutung gehoben glaubten, wenn Kaspar mit ihnen lachte. Der Beobachter hätte weiterhin feststellen können, daß man dem heute schon in öffentlicher Rede erwähnten Vater Bartholomäus zutraulich auf die Schulter schlug und ihm auch sonst einige Prosamen herzlichen Wohlwollens zulommen ließ. Er hätte feststellen können, daß der Wäckermeister Bierthaler im Schatten saß, weil kein Strahl der Asamischen Sonne auf ihn fiel, und daß er sich frühzeitig und unbeachtet nach Hause begeben mußte, während hinter ihm die lauteste Fröhlichkeit auf die Gasse drang.

Es war einmal eine Ladentasse, und da waren siebenunddreißig Mark darin, ein Goldstück, fünf harte Taler und . . .

Geh heim mit deiner alten Geschichte, Bierthaler, denn niemand will sie hören. Wenn du aber mit gekrätschten Weinen am Fenster stehst und verdrossen über den leeren Marktplatz schaust, so denke an deinen rechtskundigen Bürgermeister. Nil admirari!

Kaspar Asam war so verständig gestimmt durch den Empfang, daß er seinen Groll gegen Dürnbuch beiseite legte und zu bleiben beschloß. Als vaterländischen Helden stand es nicht wohl an, den Handel mit Stallhasen und Meerfischweinden wieder aufzunehmen. Die Begründung einer neuen Existenz aber war so wichtig und folgenschwer, daß er nicht mit überstürzter Eile an sie heranging, sondern in abwartender Ruhe als täglicher Gast des Lammbräu der Zukunft entgegen sah. An dieser Stätte seiner Ehrungen fühlte er sich wohl, und hier glaubte er ständiger Anerkennung sicher zu sein.

Aber die Saiten der bürgerlichen Gemüter bleiben nicht lange in hoher Spannung, und sie ließen nach und gaben bald nur mehr dürftige Töne von sich, wenn Kaspar auf ihnen das Lied von seiner Heldenshaft begleiten wollte. Seine Orden verloren ihre festliche Bedeutung, und ihr Glanz erblindete, weil er sie Tag für Tag den Dürnbuchern vor Augen führte, während sie doch von der Vorsehung dazu außersehen sind, das sonntägliche Gewand zu schmüden. Der deforierte Krieger, welcher jeden mühevollen Werkeltag hinter der Bierbank saß, wurde eine gewöhnliche Erscheinung und bald eine ärgerliche Erscheinung. Unterweilen versiegte auch sein chinesischer Kriegsschlag und gleichzeitig mit ihm das Wohlwollen des Lammbräu. Auch Kaspar Asam mußte erfahren, daß der Dank des Vaterlandes kein Kredit fundierendes Objekt, sondern nur ein idealer Begriff ist. Mit unschönen Worten erklärte ihm eines Tages die Kellnerin, daß ihm weiterhin keine Lebens- und Genußmittel anders als gegen bare Bezahlung verabreicht würden, und der Lammbräu, welcher herbeigeholt wurde, zeigte nicht die geringste Scheu vor dem Günstling der drei Monarchen.

So kurze Zeit nach jenen hochklingenden Versicherungen siegte im dankschuldigen Dürnbuch der nächterne Erwerbssturm über höherstehende Gefühle.

Kaspar Asam erkannte mit Bitterkeit die Forderungen des Alltags und nestelte den russischen Annaorden vom Rod und gab die goldene Medaille der Kellnerin zum Pfand. Da lag nun das merkwürdige Ehrenzeichen, welches die Soldaten Suworoffs und Kutusoffs und Stobeleffs gleichermaßen zur Tapferkeit angefeuert hatte, neben schmierigen Bierzeichen im Schenkkasten und bewies die Hinfälligkeit der historischen Größe.

Das Gerücht von dieser Tat durchlief die Stadt Dürnbuch und wirkte in gewisser Beziehung zerkendend, denn es ist immer gefährlich, wenn ein Nimbus verloren geht, und die Leute, welche

sich von der Kellnerin den Orden zeigen ließen und ihn mit plumpen Späßen von Hand zu Hand gaben, schädigten, wenn auch unbewußt, den monarchischen Gedanken.

Was aber Kaspar Usam betrifft, so trank er solange, bis der Sambräu die pfandmäßige Sicherheit für erschöpft hielt, und dann wurde er hinausgeworfen und zog zu seinem Vater in die untere Stadt.

Und die statilichen Häuser der achtungswerten Bürger schauten wieder mit den schmuckigen Hinterfronten auf ihn hinab.

Wie sich die Pflanze gegen Kälte schützt.

Zu keiner anderen Zeit machen sich die Einwirkungen der Kälte in der Pflanzentwelt so sehr bemerkbar, als an der Scheide zwischen Winter und Sommer, im Frühjahr, wenn alles zu keimen und sprossen beginnt. In Wirklichkeit hat die Pflanze das ganze Jahr hindurch einen Kampf gegen Kälte — oder, wenn wir präziser sein wollen, gegen Temperaturschwankungen zu führen. Da ist es nun äußerst interessant zu beobachten, wie die Pflanze den mannigfachen Anfechtungen wirksam zu begegnen weiß. Die Pflanze bedarf zu einem freudigen Wachstum unbedingt der Wärme, das ist faßsam bekannt. Ein infolge Einwirkung niedriger Temperatur herbeigeführter Wärmeverlust müßte also für die Pflanze verhängnisvoll werden, wenn diese sich nicht zu schützen wüßte.

Daß nicht alle Pflanzen gleich empfindlich gegen die Kälte sind, ist augenscheinlich, und so sind auch nicht alle Organe der gleichen Pflanze den Einwirkungen der Kälte im selben Maße preisgegeben. Der Einfluß der Kälte macht sich bei den Pflanzen nach mancherlei Richtung hin bemerkbar: entweder wird durch die Kälte das Wachstum der Pflanze gehindert, oder die Pflanze erleidet an einzelnen Organen Schäden, oder die Pflanze geht ganz zugrunde.

Es ist ein äußerst interessantes Kapitel aus der Pflanzengeschichte, welches uns lehrt, wie mannigfach die Einrichtungen einzelner Organe verschiedener Pflanzen sind, um der Pflanze eine möglichst große Wärmezufuhr oder Wärmehaushaltung zu gestatten. Wir wollen diese Tatsache hier vorausschicken, ohne uns näher mit solchen vorteilhaften Anpassungen zu beschäftigen. Wir vergegenwärtigen uns ferner, daß die am Tage in der Pflanze aufgespeicherte Wärme während der kühlen Nacht sehr leicht wieder verloren gehen könnte. Wenn wir nun bedenken, daß gerade während der Nacht die Haupttätigkeit der Pflanze sich auf die Nahrung des Wachstums beschränkt, so müßten wir der Baummeisterin Natur entschieden einen Vorwurf machen, wenn sie nicht besondere Vorkehrungen geschaffen hätte, um die am Tage aufgespeicherte Wärme während der Nacht dem Aufbau der Pflanze dienstbar zu machen. Von den mancherlei hier in Betracht kommenden Schutzmitteln seien hier einige erläutert.

Da sind die Blüten, die zu ihrer Entfaltung mehr oder weniger der Wärme bedürfen. Die Blüte ist unstreitig das edelste Organ der ganzen Pflanze, liegt ihr doch die Erhaltung der Art ob. Speziell sind es die Staubgefäße und die Stengel, welche für letztgenannten Akt von Bedeutung sind.

Stempel und Staubgefäße zu fördern und zu schützen, ist die Aufgabe der übrigen Teile der Blüte. Haben wir in der Blütenkrone schon an und für sich ein Schutzmittel für die Geschlechtsorgane gegen die Kälte, so gestaltet sich dieser Schutz besonders zur Nachtzeit außerordentlich intensiv. Die Blütenblätter saugen am Tage begierig das Sonnenlicht auf, was gleichbedeutend mit Wärmeansammlung ist. Um sich gegen die Kälte der Nacht zu schützen, nehmen viele Blumen die Schlafstellung ein. Wie Tier und Mensch sich in gegebenen Fällen zusammenhaunern, um die Wärmeabstrahlung des Körpers möglichst zu beschränken, so ziehen sich auch manche Blumen zusammen oder schließen ihre Blütenblätter, oder aber die Blumen neigen ihr Haupt der Erde zu. Steiß wird bei diesem Vorgehen ein übermäßiger Wärmeverlust durch Ausstrahlung vermieden. Wir haben es hier also offenbar mit Schutzmitteln gegen die Kälte zu tun, wenngleich dieser Schutz auch nicht immer der alleinige Nutzen der Schlafstellung der Blumen ist.

Ein ähnlicher Schutz ist bei den Samenlappen mancher Keimlinge zu beobachten; während die Samenlappen am Tage wagemutig ausgebreitet sind, legen sie sich zur Nacht schirmend um den jungen Sproß nach oben. Bei Gurken- und Kürbissämlingen läßt sich dieses besonders gut beobachten.

Auch die Blätter, die Ernährer der Pflanze, wissen aus der Schlafstellung Nutzen zu ziehen, indem hier gleichfalls die Wärmeabstrahlung vermindert wird. Ein mit seiner Breitseite dem Nachthimmel horizontal zugekehrtes Blatt ist gegen Wärmeverlust nicht so geschützt wie das Blatt in vertikaler Stellung. Diese Schlafstellung ist besonders stark ausgeprägt bei Pflanzen mit zusammengelegten, gefingerten oder gefiederten Blättern.

Sehen wir in den erwähnten Anpassungen ein Schutzmittel gegen die Kälte, um der Hemmung des Wachstums zu begegnen,

so haben wir hier auch gleichzeitig den Schutz gegen das Verderben einzelner Organe. Dieses Schutzmittel zeigt sich ferner in der eigentümlichen Laubentwicklung der bei uns frühzeitig zur Vegetation gelangenden Laubbaume. So nehmen die jungen Triebe des Kirschaumes auch stets die Vertikalstellung ein, weil die in der Zeit des Kirschtriebes nicht seltenen Nachtfröste den sich horizontal entwickelnden Trieb viel sicherer vernichten würden.

Die äußerste Wirkung der Kälte auf die Pflanze hat schließlich ihren Tod im Gefolge. Aber auch hier wehrt sich die Pflanze bis zum Neuesten. Wenn wir die Einwirkungen der Kälte, welche sich in dem Erfrieren und Gefrieren der Pflanze bemerkbar machen, unter dem Mikroskop verfolgen, so sehen wir, wie infolge der sinkenden Temperatur eine Eisbildung im Innern der Pflanze vor sich geht, aber wir erkennen gleichzeitig, daß in manchen Fällen gerade diese Eisbildung einen Schutz gegen den vollständigen Tod gewährt. Die Zusammenziehung der Säfte innerhalb der Pflanze einerseits und die Kleinheit der Zelle andererseits bilden einen oft recht wirksamen Schutz gegen die Kälte. Geliche Zellen und Gebilde, so die Schließzellen und die Haare mancher Pflanzen, sind so widerstandsfähig gegen die Kälte, daß sie allein noch eine Tätigkeit im Blatte entfalten, wenn die sie umgebenden übrigen Pflanzenzellen durch Gefrieren bereits abgestorben sind.

Um der Kälte zu begegnen, weiß sich manche Pflanze — in des Wortes vollster Bedeutung — nach der Decke zu strecken. Da sind z. B. die Legföhren der Schweizer Hochalpen, welche ihren Stamm in mehr oder minder ausgeprägt wagerechter Richtung nahe über den Erdboden hinstrecken. Warum wohl? Der winterliche Schnee ist eine willkommene Decke, durch welche die Legföhre wirksam gegen das Erfrieren geschützt wird. Die einzelnen aufstrebenden Zweige dieser Föhre sind so biegsam, daß sie sich unter dem einbrechenden Schneesturm ebenfalls gegen den Erdboden drücken lassen, um unter dem Schnee den gesuchten Schutz zu finden.

Der herbstliche Laubfall unserer Bäume und Sträucher bedeutet nichts anderes als Schutz gegen die Kälte. Hier findet sogar doppelter Schutz statt. Einmal schützt sich die Pflanze durch das Abwerfen selbst und dann auch noch durch die abgeworfenen Blätter. Durch das öftere Gefrieren der Blätter würde die ganze Pflanze Schaden erleiden, was liegt also der Pflanze näher, als sich der Blätter zu entledigen. Mit dem abgeworfenen Laub hüllt sie dann gleichzeitig ihre Wurzeln gewissermaßen ein und sorgt so, daß diesen ein gewisser Grad von Wärme erhalten bleibt, der die unbedingt auch im Winter nötige Saftzirkulation in den verbleibenden Organen ermöglicht.

Zum drittenmal als Schutzmittel sehen wir den Laubfall insoweit, als das abgefallene Laub auch andere, kleinere Pflanzen bedeckt und diesen wirksamen Schutz verleiht. Viele unsere niedrigen Waldkräuter wachsen eben nur dort, wo ihnen die größeren Genossen zum Winter einen freigiebigen Schutz verheißen. Der Gärtner hat sich den Laubfall als Schutzmittel gegen die Kälte bei mancher Pflanze zunutze gemacht, indem er einmal die Blätter gewaltsam von einer Pflanze entfernt oder ein andermal die Wurzeln sorgsam mit einer Laubdecke verleiht.

Durch den Wasserentzug, den die Pflanze in manchen ihrer Organe im Herbst vornimmt, der auch beim Laubfall eine wesentliche Rolle spielt, schützt sich die Pflanze in reicher Weise gegen die Kälte. Kann die Pflanze diese Prozedur nicht vornehmen, wie es z. B. in kalten und nassen Herbstzeiten der Fall ist, so geht die Pflanze unter den Einwirkungen der Kälte viel leichter zugrunde oder erleidet größeren Schaden. Der Fachmann sagt dann: die Pflanze oder deren Holz war nicht ausgereift. Nach einem warmen, trocknen Herbst ist die Gefahr des Erfrierens für manche Pflanze bei weitem nicht so groß.

Als ein letztes der hier zu erwähnenden Schutzmittel gegen die Kälte steht mancher Pflanze ein fürsorglich ausgeführtes Rüstzeug offen. Wie bei unseren Laubbäumen die Blätter abgeworfen werden, so werfen andere Pflanzen, wie Stauden, Zwiebel- und Knollengewächse, die sämtlichen oberirdischen Organe ab und ziehen sich mit dem Reste ihrer Herrlichkeit in den schirmenden Schoß der Mutter Erde zurück. Manche dieser Pflanzen sind so vorsichtig, mit dem überlebenden Teil soweit zurückzugehen, daß dieser von dem in die Erde eindringenden Frost nicht erreicht werden kann. So gelten beispielsweise die Zwiebeln der im Herbst blühenden Herbstzeitlose (sehr giftige Pflanze!) als Grenzpunkte der Frostschicht für die betreffende Wiese. Je tiefer der Frost in den Boden einzudringen vermag, um so tiefer sitzen auch die Zwiebeln oder Knollen der zu dieser Gruppe zählenden Pflanzen.

In ähnlicher Weise sichern etliche Wasserpflanzen ihr Leben. Da ist u. a. die Wasser- oder Krebschere, welche sich im Herbst von der Oberfläche des Wassers auf den Boden senkt, um hier die künftige Generation vorzubereiten. Andere, so das Laichkraut, bilden im Herbst besondere Sprosse, die ebenfalls hinabtauchen und drunten im Schlamm vor Anker gehen, wo der Frost sie nicht erreicht.

So sehen wir die Pflanze das ganze Jahr im Kampf gegen die Kälte bereit, allein zu keiner anderen Zeit wird die Nacht der Kälte so augenfällig als im Frühjahr, wo das junge Grün oder der zarte Blütennebel nicht selten dem Ansturm eines einzigen Nachtfrostes erliegt oder doch arg in seinem Wachstum gehemmt wird.

H. m. Krafft